Beilage zu Nr. 86 der Düsseldorfer Bürger-Zeitung.

Sonntag, den 24. April 1892.

Selbstgeopfert.

Roman aus dem Leben einer Großstadt.

Von E. Friedrich.

(Nachdruck verboten.)

(25. Fortsetzung.)

Die Weisung ward sogleich ausgeführt und ohne Zögern geschah unter Frau de Courcy's Anordnungen jetzt das Erforderliche, um die tiefe Ohnmacht, welche sich Madelaine's bemächtigt hatte, zu bekämpfen.

Valentine stand regungslos daneben. Sie mußte sich mit beiden Händen auf die Lehne des Divans stützen. Unaufhörlich bestürmte sie die Frage: Was war geschehen, das Madelaine in einen solchen Zustand versetzt hatte? Und welch ein zweites Räthsel war es, daß Reinhold Stein es gewesen war, der sie nach dem Hause zurückbrachte?

Jetzt — Valentine erzitterte — ein tiefer Athemzug hob die Brust der Bewußtlosen.

Eben nahm Guillaume auch den vorhin achtlos auf den Teppich niedergeglittenen Mantel auf, doch ergriff er das untere statt das obere Ende desselben, wodurch ein Brief, welcher in der Manteltasche enthalten gewesen war, derselben entfiel.

„Was ist das?" rief Frau de Courcy, deren Blick dieser Vorfall nicht entgangen war.

Guillaume überreichte ihr eilfertig das Billet und sie griff hastig danach. Ihre Augen richteten sich auf die Adresse, um im nächsten Moment mit starrem Ausdruck zu Valentine hinüberzufliegen, welche dastand wie eine Schuldüberführte.

„Valentine!" stammelte die Mutter.

Mit einem Ausdruck kam dieses eine Wort über ihre Lippen, der Vorwurf und Klage zugleich enthielt, und das junge Mädchen sah, wie sie sich selbst nur mühsam aufrecht hielt.

Sie sah es und schweigend leistete sie der stummen Handbewegung Folge, welche sie aufforderte, der Mutter nach deren Boudoir nachzuschreiten.

Noch rechtzeitig hatte Frau de Courcy trotz ihrer sie überwältigenden Empfindungen der Anwesenheit der Domestiken sich erinnert.

Jetzt standen Mutter und Tochter einander allein gegenüber und es war ein sprechender Blick, mit dem die Erstere das junge Mädchen ansah, ein Blick, welcher dasselbe bis in's Herz traf.

Eine lautlose Stille herrschte minutenlang, dann — —

„Valentine," kam es in seltsam fremdem Ton, der gar nicht ihr anzugehören schien, von den Lippen der Mutter, „Valentine meine Tochter, antworte mir und verhehle mir Nichts, — was enthält, was bedeutet dieser Brief?"

Wie ein Frostzittern ging es bei der Frage Frau de Courcy's durch Valentine's Gestalt und ihre Augenlider senkten sich scheu zu Boden. Die ganze Größe des Betrugs, den sie an der Mutter hatte begehen wollen, kam ihr zur Erkenntniß und das beabsichtigte Unrecht überwältigte sie. Und dennoch, um ihrer Liebe willen hatte sie es thun wollen, um einer Liebe willen, welche sie nicht aus ihrem Herzen reißen konnte, welche, das fühlte sie, niemals deutlicher als in dieser Stunde, gleichsam mit ihrem Leben verwachsen war.

„Valentine, antworte mir!" wiederholte Frau de Courcy. „Deine Mutter fordert von Dir, daß Du ihr rückhaltlos Alles sagst!"

Daß sie Alles sagte! Ja, weshalb denn nicht? Wie ein Heroismus kam es über das schwache Mädchen. Nein, die Liebe, die sie für Hermann im Herzen trug, konnte keine Sünde sein und nur die Sünde hat Grund, sich zu verbergen und ihr Thun zu verheimlichen. Wenn sie schwieg, wenn sie nicht die Aufklärung gab, welche die Mutter von ihr verlangte, dann machte sie ihre Liebe zu Dem, was dieselbe nun und nimmer sein konnte, denn die reinsten, heiligsten Gefühle allein waren es, welche für Hermann ihre Brust erfüllten.

Der kindliche Sinn hatte sie noch gar nicht einmal auf eine Vereinigung mit dem Geliebten gerichtet. Sie fühlte nur, daß ein mächtiges Etwas in ihr sie mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihm hinzog, ein Etwas, das sie in ihm das Ideal ihrer stillen Träume erblicken ließ, dem ihre Liebe galt.

So verstand Valentine den Widerstand der Mutter nicht, für den sie keine Deutung zu finden wußte, und trat, durch denselben aufgestachelt, erst mit doppelter Kraft für ihre Liebe ein. Hätte die Ahnungslose einen Blick in die Zukunft zu werfen vermocht, sie würde eher bis an's Ende der Welt geflohen sein, um sich Dem zu entziehen, was erbarmungslos ihrer wartete. Doch ach, sie lebte nur ganz in dem schönen Wahn, welcher ihr Herz gefangen genommen hatte.

„Mama," hob sie darum, wenn auch zitternden Tones, doch mit einer bestimmten Festigkeit an, „Hermann schrieb mir diesen Nachmittag und ich antwortete ihm!"

Frau de Courcy sah sie forschend an.

„Du antwortetest ihm, nach Dem, was ich Dir erklärte, daß Du nie und nimmermehr an eine Vereinigung mit Hermann Giesenau denken darfst?"

„Was ich ihm schrieb," versetzte Valentine, „kann kein Unrecht sein. Oeffne den Brief, Mama, und lies selbst!"

Frau de Courcy's Finger streiften das Couvert ab.

Mit Hast überflog sie die wenigen Zeilen des Billets.

„Wo ist Hermann's Brief?" fragte sie dann.

Schweigend überreichte Valentine der Mutter das am Nachmittag durch Madelaine empfangene Schreiben.

Frau de Courcy nahm es mit zitternder Hand, doch kaum, daß sie einen Blick darauf geworfen hatte, so wankte sie und sank todtenbleichen Antlitzes auf einen Sessel nieder.

„Mama, was ist Dir?" rief Valentine erschreckt.

„Diese Zeilen kann Hermann Giesenau nicht geschrieben haben!" stieß die Gefragte schwer hervor.

„Kann Hermann nicht geschrieben haben!" wiederholte Valentine. „Weshalb nicht?"

„Weil — weil ich von derselben Hand, welche dieses Billet geschrieben, Worte gelesen habe, welche kein Ehrenmann schreibt!"

„Du kennst die Handschrift, Mama?"

Erst in diesem Augenblick traf Valentine blitzartig das Auffällige, daß Madelaine den an Hermann gerichteten Brief unerbrochen zurückgebracht hatte.

War sie gar nicht an ihr Ziel gelangt? Hatte sie vor dem Erreichen desselben eine Ohnmacht befallen und war sie so von Reinhold Stein aufgefunden worden? Oder rührten diese Zeilen am Ende gar nicht von Hermann Giesenau her?

„Valentine, überlasse mir den Brief," wich Frau de Courcy der direkten Antwort auf die Frage der Tochter aus. „Madelaine's Erklärung, was sie in den Zustand, in welchem sie nach Hause zurückgebracht ward, versetzt hat, kann allein Licht in ein Dunkel bringen, dessen Schleier ohnedies undurchdringlich sind. Danke dem Himmel, der Dich davor bewahrte, selbst zu gehen. Vielleicht —"

Ein Klopfen an die Thür unterbrach Frau de Courcy's Worte.

Guillaume war es, welcher meldete, daß Madelaine soeben wieder zu sich gekommen und in einen heftigen Weinkrampf ausgebrochen sei, doch habe sie nach Fräulein Valentine verlangt.

Frau de Courcy bedeutete ihrer Tochter mit einem Blick, zu gehen, doch das junge Mädchen leistete dieser stummen Aufforderung keine Folge.

„Mama, Du magst Zeugin sein, was Madelaine mir zu sagen hat."

„Sie würde schwerlich in meiner Gegenwart sprechen," wendete Frau de Courcy ein.

„Sie braucht Deine Anwesenheit nicht zu ahnen, Mama. Doch um Eins bitte ich Dich, tadle sie nicht. Was sie that, das geschah einzig aus Treue und Anhänglichkeit für mich!"

Als Valentine in das Gemach, wo Madelaine noch immer auf dem Divan ausgestreckt lag, eintrat, blickte diese groß zu ihrer jungen Herrin auf, um dann jedoch von Neuem in ein heftiges Schluchzen auszubrechen, und es währte Minuten, ehe sie die Sprache fand, auszustoßen:

„O, der liebe Gott sei gepriesen, daß ich ging, anstatt Ihrer, Fräulein! Die Angst, welche ich ausgestanden, würde Sie getödtet haben!"

„Madelaine, Du erschreckst mich!" versetzte Valentine, mit Anstrengung den Sturm in ihrem Innern niederkämpfend. „Wovon redest Du?"

„O, so wissen Sie noch Nichts!" fragte Madelaine bestürzt. „Ja, mein Himmel, wie bin ich denn hierhergekommen?"

„Ein Herr brachte Dich im Wagen hierher," kam Valentine ihrer Erinnerung zur Hülfe. „Du lagst in einer todtenähnlichen Ohnmacht."

„Ich erinnere mich!" stöhnte Madelaine auf. „Ach, es war zu entsetzlich!"

Und mit beiden Händen bedeckte sie ihr Gesicht. Valentine ließ sie ruhig gewähren, ehe sie nach Minutendauer anhob:

„Willst Du mir nicht sagen, was Dir begegnet ist? Ich habe mich sehr Deinetwegen gesorgt, Madelaine!"

Die Angeredete zog langsam die Hände vom Antlitz und blickte Valentine traurig an.

„Ja, Mademoiselle, Sie sollen Alles wissen. Sind wir allein?"

Valentine nickte schweigend. Die Mutter, welche hinter der Portiere zum Nebenzimmer stand, durfte Alles hören.

Und mit vor Aufregung bebender Stimme begann Madelaine jetzt, dem jungen Mädchen zu erzählen, wie der Wagen sie nach der einsamen Villa weit vor der Stadt gebracht hatte, wo sie jedoch statt Hermann Giesenau anzutreffen, von Robert Kolbe empfangen worden war, aus dessen Händen sie einzig das Dazwischentreten der Signorina Torelli gerettet hatte.

„Ich vermochte mich vor Schrecken kaum auf meinen Füßen zu halten, aber dennoch gelangte ich auf dem Fluchtwege, den mir die Dame, die mir zur unverhofften Beschützerin geworden, bezeichnet hatte, aus dem Hause. Ich erreichte eben die Straße, als ich hörte, wie Jemand mir nachstürzte, offenbar, um mich zu verfolgen. Blindlings eilte ich vorwärts, wohin, ich weiß es selbst nicht, mein Verfolger stetig mir auf den Fersen, bis ich, am Ende der Straße angelangt, plötzlich gegen einen um die scharfe Wendung derselben lenkenden Herrn anrannte. Dieser Zusammenstoß geschah mit einer solchen Wucht, daß ich zu Boden gefallen wäre, wenn Jener mich nicht gehalten hätte. Retten Sie mich, ich werde verfolgt! Das war Alles, was ich noch hervorzustammeln vermochte. Im selben Moment muß mich meine Besinnung verlassen haben. Ich weiß Nichts mehr. Dunkel schwebt mir vor, als wäre ich einmal während einer Wagenfahrt zu einem ungewissen Erinnern erwacht, aber das ist eine so schattenhafte Vorstellung, daß dieselbe Nichts bedeuten kann. Wer ward, nachdem ich aus jenem Hause entkommen war, zum zweiten Male zu meinem Retter?"

„Vermuthlich war es Herr Stein, welcher, wie Guillaume meldete, Dich in einem Wagen hierherbrachte," versetzte Valentine gepreßten Tones. „Aus Deiner Erzählung geht klar hervor, daß Herr Hermann Giesenau der ganzen Angelegenheit fern steht."

„Es kann kein Zweifel darüber bestehen," versetzte Madelaine. „Das Ganze war das Intriguenspiel dieses Herrn Robert Kolbe, der, Gott nur weiß, welch eine Absicht damit verband."

Flammende Röthe übergoß des jungen Mädchens Antlitz, welche sich erhöhte, als Frau de Courcy eben die Portiere theilte und hereintrat.

„Madelaine," sprach sie, „ich hörte Alles, was Du Valentine mittheiltest. Es war eine schlau angelegte List, aber — dem Himmel sei Dank — sie verfehlte ihr Ziel. Ich will Deine Handlung nicht richten. Deine Liebe für Valentine entschuldigt Dich. Begieb Dich jetzt zur Ruhe, Lisette kann Dich vertreten. Valentine, ich habe noch mit Dir zu reden und erwarte Dich!" — —

Es war eine Stunde später, als Valentine aus dem Boudoir der Mutter trat und ihr eigenes Gemach aufsuchte. Mit keinem Worte hatte Frau de Courcy mehr Hermann Giesenau's Erwähnung gethan.

Eine Angelegenheit, welche Valentine in ihrer gegenwärtigen Gemüthsverfassung höchst gleichgültig ließ, hatte allein das Thema der Unterredung gebildet.

Frau de Courcy hatte erfahren, daß die Familie des Mannes, welcher durch den Kolbe'schen Wagen, in dem sie fuhr, fast um's Leben gekommen, durch den Häusereinsturz am Sylvesterabend an den Rand des Ruins gebracht sei, da der Sohn darum große Verbindlichkeiten eingegangen habe, deren Erfüllung ihm jetzt unmöglich geworden wäre. Sie erklärte Valentine nicht, wie sie das erfahren hatte. Sie sagte ihr nicht, daß Guillaume, der sie fortlaufend über die Voß'sche Familie unterrichten mußte, dies ausgekundschaftet hatte. Und Valentine genügte vollkommen die Thatsache. Sie fragte nicht, woher das Wissen derselben stamme, sondern versprach nur, mehr mechanisch, als mit ihrem Willen, den Auftrag der Mutter, am nächsten Tage in Guillaume's Begleitung der Familie Voß Rettung zu bringen, auszuführen.

Sie hatte nur für einen Gedanken Raum, einen Gedanken, an dem zu zweifeln für einen Moment an diesem Abend den Schlag ihres Herzens hatte stocken lassen: Hermann war gerechtfertigt! Er hatte keinen Antheil an dem ruchlosen Spiel, welches ein Elender in's Werk gesetzt hatte.

Und unter diesem Gedanken schlossen sich ihre Augen mit einer Ruhe, von der sie nichts gewußt haben würde, wenn sie hätte ahnen können, was in dieser selben Stunde in der Seele der Mutter vorging. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Madame, Herr Stein wünscht seine Aufwartung zu machen," meldete Lisette an der Thür des Boudoirs ihrer Herrin.

„Sie führten ihn in den Salon?" fragte Frau de Courcy.

„Zu Befehl, Madame. Soll Madelaine —"

„Nein, ich bedarf ihrer nicht. Ich werde sogleich erscheinen."

Knixend entfernte sich das Mädchen.

Mit einer tiefen Verbeugung bezeigte der junge Besucher bei Frau de Courcy's Eintritt in den Salon derselben seine Ehrfurcht.

„Ah, Herr Stein! Sie haben uns zu Ihren Schuldnern gemacht!" begrüßte die Dame ihn mit halbvollem Löchlein.

„Ich that nicht mehr, als was jeder Andere an meiner Stelle gethan haben würde!" versetzte Reinhold, bescheiden ablehnend. „Ich nehme an, daß Ihnen das Geschehene kein Geheimniß mehr ist. Der Zufall wollte, daß ich in der Frauengestalt, welche so unverhofft auf mich zugeflogen kam, die Dienerin erkannte, welche mich bei meinem letzten Besuch in Ihrem Hause Ihnen anmeldete. Es würde mir sonst unmöglich gewesen sein, die Ohnmächtige nach dem Ort ihrer Bestimmung zurückzuschaffen. Nur wenige Schritte um die Straßenecke, wo das Rendezvous geschah, hatte ich eine Droschke halten gesehen und ein zweiter Zufall wollte es, daß der Kutscher in der Ohnmächtigen dieselbe Frauengestalt entdeckte, welche er zuvor nach einem Hause der Nebenstraße, aus welchem sie auf mich zugeflürzt war, gefahren hatte. Was man auch geschehen sein mag, der Kutscher trägt sicher keine Schuld daran; diese Ueberzeugung habe ich gewonnen, als ich ihn scharf inquirirte."

(Fortsetzung folgt.)

Albert.

Von Graf Leo Tolstoi.

(Nachdruck verboten.)

I.

Es war bereits in der dritten Nachtstunde, als fünf reiche junge Leute in ein Petersburger Ballsalal einkehrten, um sich noch ein Weilchen zu amüsiren. Der Champagner wurde nicht gespart, die Mädchen waren hübsch, das Klavier und die Geige spielten eine Polka nach der andern, Tanz und Lärm hörten nicht auf; aber trotz alledem war es doch langweilig und ungemüthlich, die rechte Stimmung wollte nicht aufkommen, und jeder Einzelne hatte, wie es bisweilen so geschieht, die Empfindung, als ob das Alles doch recht albern und überflüssig wäre.

Mehrmals machten sie den Versuch, einen flotten Ton anzuschlagen, aber diese erzwungene Lustigkeit war noch schlimmer, als die Langeweile.

Einer von den Fünf, der mit sich selbst, mit seiner Gesellschaft und überhaupt mit dem ganzen Abend nach unzufriedener war, als die andern, erhob sich mit dem Gefühle des Widerwillens, nahm seinen Hut, und verließ den Saal in der Absicht, sich in aller Stille davon zu machen.

Das Vorzimmer war leer, aus dem anstoßenden Gemach jedoch hörte man durch die angelehnte Thür zwei Stimmen, die miteinander zu streiten schienen. Der junge Mann blieb stehen und horchte.

„Es geht nicht, es sind Gäste da," sagte eine weibliche Stimme.

„Lassen Sie mich doch, bitte!" flehte eine schwache männliche Stimme.

„Nein, ich kann Sie ohne Madame's Erlaubniß nicht einlassen," versetzte die weibliche Person. „Wohin wollen Sie denn? Ach, seh' doch einer!..."

Die Thür wurde geöffnet, und auf der Schwelle erschien eine ganz seltsame menschliche Gestalt.

Als die Dienerin den Gast erblickte, verstummte sie, während die seltsame Gestalt mit einer schüchternen Verbeugung an derselben vorüberschwankte und auf die Thür des Tanzsaales zuschritt.

Es war ein Mann von mittlerem Wuchse, krummbeinig, mit einem schmalen, gebeugten Rücken und langem, wirrem Haar. Er trug einen kurzen Paletot und abgriffene, enge Beinkleider über groben, schmutzigen Stiefeln. Der dünne, weiße Hals war unordentlich mit einer Kravatte umschlungen, die wie ein Strick aussah. Aus den Aermeln kam das schmutzige Hemd hervor, das dünne, knochige Hände umschloß. Trotz der ungewöhnlichen Magerkeit des Körpers war indessen das Gesicht des Unbekannten nicht unschön: der Teint desselben war weiß, die Wangen waren sogar über den dünnen Backenbart und Schnurrbart frisch gerötet. Die ungekämmten langen Haare waren in den Nacken gestrichen und ließen eine nicht sehr hohe, doch auffallend reine Stirn frei. Die dunklen, matten Augen hatten einen weichen, höflichen und dabei ernsten Ausdruck, der mit einem anmuthigen Zuge um die fein geschnittenen, frischen Lippen harmonisch zusammenzufließen schien.

Nachdem der Unbekannte ein paar Schritte gegangen war, blieb er plötzlich stehen, wandte sich zu dem jungen Manne um und lächelte. In seinem Gesichte lag der Ausdruck der Müdigkeit, doch hatte sein Lächeln etwas so Anmuthiges und Reizendes, daß der junge Mann unwillkürlich mitlächelte.

„Wer ist das?" fragte er leise die Dienerin, als die sonderbare Gestalt in dem Tanzsaale verschwunden war.

„Ein verrückter Musikant vom Theater," versetzte diese. „Er kommt manchmal zu unserer Wirthin."

„Wo hin Du denn, Telessow?" wurde auf einmal aus dem Saale in das Vorzimmer hineingerufen.

Der junge Mann, der mit dem Namen Telessow angeredet worden, kehrte in den Saal zurück.

Der Musikant stand vor der Thür und sah den Tanzenden zu; sein Lächeln, sein Blick und die taktschlagenden Füße verriethen das Vergnügen, welches ihm dieses Schauspiel bereitete.

„Nun, so gehen Sie doch auch tanzen," sagte einer der Gäste zu ihm.

Der Musikant verbeugte sich und blickte fragend nach der Wirthin hinüber.

„Gehen Sie, gehen Sie — warum nicht, wenn die Gäste Sie dazu einladen?" rief diese ihm zu.

In den mageren, schwachen Körper des Musikanten kam auf einmal Bewegung; blinzelnd, lächelnd und mit dem Gesichte zuckend, begann er mit unbeholfenen, schleppenden Tritten im Saale umherzuhüpfen.

Er gerieth mitten in eine Cuadrille und stieß unerwartet mit einem flotten jungen Offizier zusammen, der mit ganzer Seele beim Tanze war und die prächtigsten Pas ausführte. Die schwachen, dünnen Beine des Musikanten waren nicht im Stande, das Gleichgewicht zu halten, er knickte jäh zusammen, flog ein paar Schritte zur Seite und fiel, so lang er war, auf den Boden nieder. Obwohl er hart aufgefallen war und sich ohne Zweifel weh gethan hatte, begannen im ersten Moment fast Alle zu lachen.

Eine Weile blieb der Gefallene regungslos liegen. Die Gäste verstummten, sogar das Klavier hörte auf zu spielen; Telessow und die Wirthin waren die ersten, die auf den Musikanten zueilten. Er stützte seinen Kopf auf den Ellbogen und starrte trübe zu Boden. Als man ihn aufgehoben und auf einen Stuhl gesetzt hatte, strich er mit einer raschen Bewegung seiner buschigen Hand das Haar von der Stirn und begann zu lächeln, ohne die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten.

„Herr Albert, Herr Albert!" sagte die Wirthin, „haben Sie sich weh gethan? Wo denn? Ich sagte doch gleich, Sie sollten nicht tanzen ... Er ist so schwach," fuhr sie fort, indem sie sich an die Gäste wandte, „kaum daß er gehen kann — wie soll er da noch tanzen?"

„Wer ist er denn eigentlich?" fragte man die Wirthin.

„Ein armer Mensch, ein Künstler. Ein ganz prächtiger Junge, aber so jämmerlich, wie Sie sehen."

Sie sprach diese Worte, ohne auf die Gegenwart des Musikanten irgend welche Rücksicht zu nehmen. Dieser erwachte plötzlich aus seiner Betäubung, zuckte jäh, wie erschreckend, zusammen und sah die umstehenden Gäste bei Seite.

„Schadet Alles nichts," sagte er, indem er mit sichtlicher Anstrengung vom Stuhle aufstand.

Um zu zeigen, daß ihm in der That nichts wehe thue, schritt er mitten in den Saal und wollte von Neuem zu tanzen anfangen, doch gerieth er bald wieder in's Schwanken und wäre sicherlich gefallen, wenn man ihn nicht aufgehalten hätte.

Die Gäste schwiegen, sein Anblick machte einen peinlichen Eindruck auf die Gemüther. Mit entsetzenden Blicke, als ob er die Anwesenheit der Gäste vergessen hätte, begann er mit der Hand seine Knie zu reiben. Plötzlich jedoch warf er den Kopf zurück, strich sich mit derselben abgeschmackten Geste wie vorher durch das dunkle Haar, schritt auf den Geiger zu und nahm die Violine aus seiner Hand.

„Schadet Alles nichts," wiederholte er noch einmal, indem er die Geige schwenkte. „Stellen ein Bischen musiziren, meine Herren!"

„Was für ein sonderbarer Mensch!" meinten etliche der Gäste.

„Vielleicht geht in diesem unglücklichen Geschöpfe ein großes Talent zu Grunde," bemerkte einer derselben.

„Jämmerlich, recht jämmerlich," sagte ein Anderer.

„Und was für ein hübsches Gesicht!" bemerkte Telessow. „Es scheint wirklich etwas Ungewöhnliches in ihm zu stecken. Nun, wir werden sehen ..."

II.

Albert hatte indessen, ohne Jemanden weiter zu beachten, die Violine an die Schulter gelegt und stimmte die Saiten, indem er langsam vor dem Klavier auf und ab ging. Seine Lippen nahmen einen leidenschaftslosen, ruhigen Ausdruck an, die Augen schienen zu verschwinden; der schmale, knochige Rücken, der lange weiße Hals, die schiefen Beine und der struppige schwarze Kopf boten einen absonderlichen, dabei keineswegs lächerlichen Anblick. Als die Saiten gestimmt waren, strich er rasch mit dem Bogen über dieselben hin und wandte sich, indem er den Kopf zurückwarf, zu dem Pianisten, der sich anschickte, ihn zu begleiten.

„Melancolie G-dur!" rief er ihm mit einer befehlenden Handbewegung zu. Gleich darauf lächelte er anmuthig, als ob er wegen seines selbstbewußten Benehmens um Entschuldigung bitten wollte, strich nochmals mit der Rechten, welche den Bogen hielt, durch sein Haar, musterte das Publikum mit fremdlicher Miene und blieb einen Augenblick vor den Klavier stehen. Welch und flehend strich er über die Saiten, ein reiner, klarer Ton erklang durch das Zimmer und tiefe Stille trat ein.

Frei und wehmüthig entströmten die Klänge des Tonwerks den Saiten, indem sie die Seelen der Zuhörer gleichsam plötzlich mit unerwarteten klaren, beruhigenden Lichte erhellten. Kein Mißklang, kein allzu starker Ton störte den reinen Genuß der wie gebannt lauschenden Hörer, schüchtern und harmonisch wie Perlen reihten sich die Töne bedeutungsvoll an einander. Schwigend, in Hoffnung erzitternd, ließ jeder die Zauberklänge auf sein Inneres wirken und erwartete spannungsvoll die Entwickelung der Motive. Aus dem Zustande der Langeweile, der lähmenden Zerstreuung und des seelischen Schlafes, in dem sie sich alle soeben noch befunden hatten, waren sie plötzlich und unbemerkt in eine völlig andere, längst vergessene Welt hinübergeführt worden. Eine Flut von ungenommen Empfindungen bemächtigte sich ihrer Seelen: bald war es die stille Betrachtung des Vergangenen, bald eine leidenschaftliche, heiße Erinnerung entschwundenen Glückes, bald grenzenlose Begierde nach Macht und Glanz, und dann das Gefühl der Tiefmuth, des Grames, der ungestillten Liebe. Sanft traurige Töne wechselten ab mit abgerissenen, verzweifelten Klängen und flossen in harmonischem Durcheinander so gleichmäßig, so kraftvoll, und dabei so glatt und weich dahin, daß man nicht Töne zu hören vermeinte, sondern den lebensvollen, warmen Strom einer herrlichen, längst bekannten, doch zum ersten Mal in's Bewußtsein getretenen Poesie in die Seele aufzunehmen glaubte. Mit jeder Note schien Albert höher und höher zu wachsen, seine Würdigkeit und sein seltsames Wesen waren vergessen. Mit dem Kinn die Violine festhaltend und mit dem Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit seinen eigenen Tönen folgend, richtete er sich bald hoch auf, bald suchte er mit einer Biegung des Rückens den Wendungen der Töne zu folgen. Die linke Hand schien gleichsam erstarrt in ihrer angespannten Haltung, nur die Finger griffen krampfhaft zuckend in die Saiten; die Rechte bewegte sich in schönen, weichen Biegungen auf und nieder. Sein Antlitz strahlte in heiliger, freudiger Begeisterung, in den Augen lag heller, feuriger Glanz, die bebenden Nüstern weiteten sich, die rothen, geöffneten Lippen schienen Violinst zu athmen.

Bisweilen beugte er den Kopf tiefer auf die Geige, die Augen schlossen sich und das halb von langen Haaren verdeckte Gesicht erstrahlte in seligem Lächeln. Dann richtete er sich auf einmal rasch empor, indem er den Fuß vorstellte und die reine Stirn und der glänzende Blick, den er im Zimmer umherschweifen ließ, strahlte von Stolz und Würde und Machtbewußtsein. An einer Stelle hatte der Klavierspieler einer falschen Ton gegriffen, und wie ein heftiger körperlicher Schmerz zuckte es über das Gesicht und die ganze Gestalt des Musikanten. Er hielt einen Augenblick inne und rief mit dem Ausdruck kindlichen Aergers, indem er mit dem Fuße aufstampfte: „Moll, spielen Sie doch moll!" Der Klavierspieler verbesserte sich, Albert schloß die Augen, lächelte, und indem er sich selbst, sein Publikum und die ganze Welt vergaß, gab er sich von neuem dem köstlichen Gefühle hin, welches die Ausübung seiner Kunst in ihm erweckte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

* Auf die Ergreifung des Bankkassirers Rudolph Jäger, welcher zu Frankfurt a. M. ungefähr 2 Millionen Mark unterschlagen und die Bücher des Bankhauses Rothschild gefälscht hat, ist, wie der Berliner Kriminalpolizei heute telegraphisch von der dortigen Staatsanwaltschaft mitgetheilt wurde, eine Belohnung von eintausend Mark ausgesetzt worden. Die Beschreibung des Defraudanten lautet: 44 Jahre alt, 1,71 Meter groß, hat dunkles, hochstehendes Haar, blaue Augen, Vollbart und Narben auf den oberen, vom Bart freigelassenen Seiten der Wangen.

* Eine köstliche Geschichte passirte jüngst am Telephon zwischen Kopenhagen und einem seeländischen Küstenstädtchen. In dem Letzteren war Prinz Waldemar von Dänemark zu Schiff angelangt und an Land gegangen, um die Reise nach Kopenhagen per Eisenbahn fortzusetzen. Da er sich jedoch zuvor eines Wagens versichern wollte, der ihn vom Bahnhof der dänischen Hauptstadt nach Schloß Amalienborg führen sollte, so begab er sich in das Hotel, wo er abgestiegen, persönlich an's Telephon, gab mit dem Kutscherwerk das städtische Meldezeichen an das Postamt des Ortes und rief: „Bitte um Kopenhagen!" Das Fräulein Telephonistin, das die Stimme eines guten Bekannten zu erkennen glaubte und sich aufgelegt fühlte, durfen ein wenig zu hänseln, fragte zurück: „Was wollen Sie mit Kopenhagen?" Der Prinz antwortete: „Ich wünsche heute Abend dahin zu reisen." „Was wollen Sie dort?" fragte die Beamtin. „Ich muß notwendig nach Amalienborg," lautete die Antwort des sich amüsirenden Prinzen. Nun glaubte sich jedoch die Telephonistin genarrt. „Ach was! Dummer Schnack!" rief sie zurück. „Ich frage, was Sie in Kopenhagen zu suchen haben?" „Aber ich will ja nur dahin telephoniren," lachte der Prinz, „damit man mir heute Abend vom gelben Schloß oder Amalienborg eine Equipage an die Eisenbahn sendet." „Na, wo hören Sie aber auf," gab die Telephonistin schmollend zur Antwort. „Sie sich ja wohl rein verrückt!" Der Prinz, dem das Mißverständniß bisher viel Spaß gemacht, glaubte jetzt denn doch die Zeit gekommen, sich zu erkennen zu geben. „Mit wem glauben Sie denn eigentlich zu sprechen?" fragte er. „Na, mit wem denn sonst, als mit dem Kellner Karl vom Hotel?" lautete des Fräulein's Antwort. „Sie irren sich, meine Beste, ich bin Prinz Waldemar." Die zu Tode erschrockene Dame soll einer Ohnmacht nahe gewesen sein.

* Eine merkwürdige Geschichte aus Dahomey wird in Folgendem erzählt: Wenn die Hauptstadt dieses Landes leichter zu erreichen wäre, würde eine Menge Glücksjäger ihren Weg dorthin lenken. In jener Stadt sollen nämlich Goldmünzen im Werthe von 100 Millionen Pfund Sterling (?) lange Jahre hindurch vergraben gewesen sein, und zwar sollen diese Schätze von den Königen von Dahomey herrühren, die früheren Generationen von ihren Ueberfälle mittheilen wollten. Diese Thatsache würde den Wunsch der französischen Regierung erklären, Dahomey in Besitz zu nehmen und zu plündern.

Druck und Verlag von Bleifuß & Co. in Düsseldorf.
Verantwortlicher Redakteur: Bernhard Klee in Düsseldorf.